











(Nachdruck verboten.)

## Irrwege.

24) Original-Roman von G. Erlin.

Als die jungen Eheleute endlich vor Gott und den Menſchen vereint waren, ging's in feierlichem Zuge wieder in das Hochzeitshaus zurück, wo ein üppiges Mahl der Gäſte harrete.

Bei Jubel, Scherz und Tanz verſlog der Tag. Zu ſchnell für die Geladenen und zu langſam für Doktor Tarlatt, der mit Sehnuſucht die Stunde erwartete, in der er mit ſeiner reizenden jungen Frau endlich die Stadt verlaſſen konnte, um einem Leben voller Glück in die Ferne entgegen zu eilen. Nach Italien, dem Elyſium aller Hochzeitsreisenden, wollte das junge Paar noch heute abreiſen, und etwa eine Stunde vor Abfahrt des Zuges beſand ſich Elſa zum letzten Male mit ihrer liebſten Freundin Käthe in ihrem Mädchenſtübchen, um Abſchied von Allem, was ihr bisher heilig und lieb geweſen war, zu nehmen.

Mit wehmüthiger Zärtlichkeit entledigte ſie ſich nun auch des Myrtenkranzes und des Schleiers, und Beides Käthe auf das lockige Haar drückend, küßte ſie tiefbewegt:

„Mögeſt Du recht bald den eigenen Brautkranz tragen und dann ſo glücklich ſein, wie ich es heute bin.“

„Laß mich ſehen, wie er mir ſieht,“ entgegnete Käthe haſtig und drängte zum Spiegel, indem ſie ſich dicht in den duftigen Schleier hüllte.

„Schön, wie nur ein Braut ſein kann, biſt Du, Käthe!“ Elſa bewunderte Andere ſo gern!

Als Käthe ihr Bild im Spiegel erblickte, zuckte ſie leicht zuſammen und erröthete; dann ſprühte wildes Feuer aus ihren Augen.

„Ja, ich will ihn tragen, ich will — will es bald!“ kam es in heißer, begehrender Sehnuſucht von ihren Lippen und ſie nahm Kranz und Schleier wieder ab, reichte Beides faſt zögernd Elſa, die die theuren Gegenſtände ſorgfältig in einen Karton legte. Dann machte ſie die junge Frau daran, ihre Reiſekoftüm anzulegen.

„Biſt Du wirklich ſo glücklich, wie Du ausſiehſt?“ fragte Käthe.

„Ich kann Dir's nicht ſagen, wie ich's bin“ antwortete Elſa aufrichtig.

„Nicht war, auf die ſchöne Reiſe nach Italien freuſt Du Dich gewaltig?“

„Natürlich, Käthchen!“

„Und wie wirſt Du angeſtaunt und bewundert werden! Was wirſt Du Alles zu ſehen bekommen!“ Käthe ſpielte aufgeregt mit ihren Fingern und ein Gefühl des Neides wallte in ihrem Herzen auf.

Da rief vor der Thür draußen Willy Tarlatt ungeduldig: „Elſchen, biſt Du nicht bald fertig? Komm', der Wagen iſt ſchon vorgefahren!“

„Horch“, meinte Elſa darauf lächelnd und verſchämt zu ihrer Freundin, „gleich wird mein Mann zanken, drum Lebewohl!“ Schnell ſchloß ſie den letzten Knopf an ihrem Kleide, drückte Käthe noch einen Abſchiedskuß auf den Mund und eilte aus dem Zimmer.

Käthe folgte ihr langſam und traurig. Sie hätte am liebſten laut aufgeweint, ſo verlaſſen kam ſie ſich vor.

Da tönten plötzlich die toſenden, einſchmeichelnden Klänge eines Walzers an ihr Ohr, und die Hochzeitsgäſte ſtellten ſich zum Tanze auf. Als Käthe die Muſik vernahm, fühlte ſie ihr Blut ſchneller in den Adern kreifen, ihr Herz ſchlug laut und lebensſehnſüchtig in der Bruſt. Und während ſie heftig erregt, mit dem Fuße auf dem Boden ſtampfte, kam es trotz entſchloſſen zwiſchen ihren Zähnen hervor: „Dieses traurige Daſein muß bald ein Ende nehmen. Ich will leben — leben!“ Dann ſtürzte ſie mit glühenden Wangen in das gute Zimmer, wo die Gäſte verſammelt waren, hinüber und ſlog bald wie eine junge Bacchantin in Arme ihres Tänners an

den Klängen des Walzers dahin, während draußen der Waga fortrollte, der das junge Ehepaar nach dem Bahnhofe beförderte. Als Käthe ſpät in der Nacht nach Hauſe kam, überreichte ihr die Mutter, die noch wach war, aber wegen Kopſweh nicht an der Hochzeit theilgenommen hatte, einen ſehr umfangreichen Brief aus Amerika, der, wie Käthe vermuthete, Edgars Seereifebeſchreibung enthielt.

„Les den Brief erſt morgen, Kind“, ermahnte Adah und half der Schwefter den Schlafrock anziehen.

„Ja, ja“, entgegnete Käthe barsch, plauderte noch ein wenig mit Mutter und Schwefter und nahm endlich die Lampe, um ſich zu verabſchieden.

In ihrem Zimmerchen warf ſie ſich auf einen Stuhl, riß das Couvert des Briefes auf und begann das ziemlich umfangreiche Schreiben zu leſen. Edgar von Salten hatte darin ſeine Braut faſt jeden Tag, den er erlebt, aufs Genaueſte beſchrieben, Alles, was er that und arbeitete, hatte er ihr geſagt, Alles, was er gedacht, hatte er ihr offenbart.

Eine Welt voll Liebe, ein Herz voll Treue und das Hoffen eines vertrauenden liebenden Mannes ſprach aus dieſen ſchlichten einfachen Zeilen.

Mit heißem Vornurſt fühlte Käthe, wie fürchtbar ihr Bräutigam, während er den Brief geſchrieben hatte, mit Sehnuſucht und Schmerz gekämpft haben mußte, denn aus jeder Zeile hörte man das Weh und Leid eines zerriffenen, gequälten Herzens. Doch ſo dunkel ihm ſelber die Zukunft auch ſcheinen mußte, verſuchte er es immer noch, in männlicher Verleugnung ſeiner Sorge, ſeinem Käthchen Muth einzureden.

„Mein Liebling“, endete der Brief, „ich weiß es, daß Deine Gebete es waren, die mich bis heute vor allem Unglück behüteten. Sie werden es auch ferner thun. Wenn Du mir treu bleiſt, mein Lieb, will ich mit Freuden arbeiten, bis mir das Blut von den Nägeln rinnt, denn mein Lohn wird koſtbarer, als alles Gold der Welt ſein. Hoffe und harre mit mir aus, mein Käthchen, wie Du es geſchworen haſt, dann wird alles gut werden! Die wenigen Worte klingen ſo falt und hart, und ich möchte Dir ſo viel ſagen, Geliebte! Aber meine Feder vermag es nicht zu ſchildern, wie übervoll des Glückes und des Leidens mein Herz iſt. Darum lebe wohl, lebe wohl, mein gutes Kind! Könnteſt Du es jezt hören, wie der Sturm durch die Maſten pfeift! Eine unheimliche, fremde Muſik . . . ſie ſtimmt wehmüthig. In drei Tagen werden wir in den Golf von Mexiko einlaufen, dann erſt kann ich den Brief abſenden. Wenn Du mir ſchreibſt, ſende Deine Briefe, bitte, an das Konſulat von Mexiko, da ich noch nicht weiß, wohin mich das Schickſal verſchlägt. Und nun lebe wohl, mein Käthchen, vergiß mich nie!

In Liebe Dein

Edgar.“

Käthe faltete den Brief zuſammen, Thränen rannen über ihre Wangen und ein eiskalter Schauer ſchüttelte ſie.

Sie ſah das unendliche Meer wie es wogte und ſchaumgekrönt emporſpritzte; ſie fühlte ſich ſelbſt von den Wogen getragen. Ein mächtiges Schiff mit rabenſchwarzen Segeln ſchwabte ihr geiſterhaft ſchnell voran und an Bord ſtand ihres Geliebten hohe, ſchöne Geſtalt. Seine Augen ſahen ſie ſo vorwurfsvoll und bittend an! Bis in's Herz hinein blickten ihr ſeine Augen . . . wie das ſchmerzte! Jezt begann das Meer zu leuchten und in hundert Farben zu glühen und zu ſprühen. Einem Feuerſtreifen gleich war die Waſſerbahn, die das Schiff bezeichnete, und ringsumher ſpielten die Wogen in ſumelnden Farben. Wäre es Gold, was da leuchtete und pläſcherte, wäre es flüſſiges Gold!

„Gold, Gold,“ hauchte Käthe ſehnuſuchtsvoll. Da verſlog der Zauber des Meeresleuchtens, den ihr Edgar beſchrieben hatte.

Grau, unheimlich düſter wurde es umher, die Wogen begannen zu grollen, ſich aufzubäumen; ihre ſchaumgekrönten Spitzen kletterten aneinander in die Höhe und bildeten prächtige

Wassermauern, die der Sturmwind peitschte, daß sie in sich zusammenfielen.

Räthe wurde es blutroth vor den Augen.

„Der fliegende Holländer!“ schrie sie gellend auf.

„Horch, wie der Sturm in den Masten pfeift! . . . Eine anheimliche, fremde Musik . . .“ Im Klüfterton erstarb ihre Stimme. Räthe saß bewußlos zusammen; der erste Morgenstrahl suchte durch die Fensterscheiben und schaute ihr mit leidig in's bleiche Antlitz.

Nach mehreren Stunden wußte die halbe Nachbarschaft bereits, daß Räthe Berkow schwer am Nervenfieber erkrankt sei. Nach drei Tagen hieß es, die schöne Räthe, das liebe, talentvolle Kind, läge im Sterben, und wer die verweinten Augen ihrer Mutter und das todestraurige Gesicht ihrer Schwester sah, mußte es wohl glauben.

Doch es kam anders: Schon am neunten Tage änderte sich Räthes Befinden und nach vier Wochen war sie wieder so weit wohl, um kleine Spaziergänge unternehmen zu können. Wie eine Prüfung war die Krankheit über Räthe gekommen, und als sie sich durch Gottes Gnade vom Tode errettet sah, faßte sie gute Vorsätze und dachte ernstlich über ihren wankelmüthigen, weltlich gemintten Character nach. Ihrem Bräutigam ähnlich werden, seinen edlen Sinn nachahmen, sollte von nun an ihr Streben sein.

Da Räthe noch sehr schwach und nervös war, hatte ihr der Arzt einen kurzen Aufenthalt in Thüringens kräftiger Waldluft angerathen. Frau Berkow war mit seiner Meinung einverstanden. Sie wollte ja gern die schwersten Opfer bringen, wenn ihr nur ihr Liebling erhalten blieb. So war es denn ausgemacht worden, daß Wab Räthe in den nächsten Tagen nach Friedrichroda begleiten sollte. Vor ihrer Abreise hatte Räthe noch viel damit zu thun, allen ihren Freundinnen und Bekannten Adieu zu sagen. Eines Tages, als sie gerade von einem dieser Abschiedsbesuche zurückkehrte, führte sie ihr Wege zufällig durch die Straße, in welcher sich Winolf Jaffe's Wohnung befand.

Räthe hatte den jungen Maler seit ihres Bräutigams Abreise noch nicht wieder gesehen und im Grunde genommen war sie froh darüber, denn sie wollte sich Egar gegenüber nicht das kleinste Vergehen zu schulden kommen lassen. Er sollte weder Grund zur Eifersucht noch zum Mißtrauen haben! Fest und treu

wie er wollte sie sein und bleiben. Und keinen Blick warf sie zu Winolf Jaffe's Fenstern empor, als sie jetzt an seinem Haus vorüberschritt. Dabei war es ihr zu Muth, als läge die Vergangenheit so weit, so weltfern hinter ihr, als führte gar keine Brücke mehr von heute nach damals zurück. Mit ihrer Krankheit, die sie bis an den Rand des Todes geführt, war Alles hinter ihr verfunken, Alles in ihr ausgelöscht.

Da hörte sie plötzlich hinter sich rufen: „Fräulein Berkow! Fräulein Käthchen!“

Sie wandte den Kopf nicht zurück, aber die Farbe wechselte rasch auf ihrem Antlitz. Griff denn die Versuchung wieder nach ihr?

Es war Winolf Jaffe, der jetzt neben ihr auftauchte und höflich fragte: „Wollen Sie mich ein Stückchen Weges mitnehmen, Fräulein Berkow? Wir sehen uns lange nicht.“

Räthe vermied es absichtlich, den Maler anzublicken, und sich zur Seite wendend, sagte sie frostig: „Sie sind's Herr Jaffe? Wenn Sie zufällig den gleichen Weg mit mir haben, soll mir Ihre Begleitung recht sein — ich hab' allerdings nicht mehr weit und bin bald zu Hause!“

„Gut, lassen Sie uns also etwas langsamer die Straße hier nebeneinander herabgeh'n! Und dann sagen Sie mir doch, bitte, erst einmal, wo Sie die ganze Zeit über stecken. So viel ich mich auch bemühte, Sie einmal irgendwo zu erblicken, immer umsonst. Waren Sie verreist, Fräulein Käthchen?“

„Nein, ich war krank, sehr krank und lange,“ entgegnete sie gepreßt. „Aber lassen wir das. Wie geht es Ihrem lieben Onkel, Mister Glover?“ setzte sie rasch hinzu, wie um das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken.

„Also krank waren Sie . . .? Wie ich das bedauere! Sie fragen nach Mister Glover . . . ja, wissen Sie denn nicht?“ Er sah sie verwundert an und als sie summt den Kopf schüttelte, deutete er auf den Trauerflor um seinen Arm. „Sehen Sie hierher, Fräulein Käthchen! Meinen theuren, väterlichen Freund rührte vor wenigen Tagen ein Herzschlag . . . Vorgetern war das Begräbniß Mister Harry Glover's. Und Sie wußten das nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Nach der Sommerfrische.

Humoristische Skizze von Marie Stahl.

„Gott sei Dank, da wären wir!“ seufzte Frau Alma Giesebrecht erleichterten Herzens, als sie mit ihren vier Sprößlingen, einem Kindermädchen, zwei hausgroßen Korbtofern, einem Bettsock von ansehnlichen Dimensionen und verschiedenen Stück Handgepäck, in eine Gepäcksdrofche eingeschachtelt, vom Stettiner Bahnhof in Berlin, dem heimathlichen Heerde in der Dranienburger Straße entgegenrollte. „Wie wird sich Papa freuen, daß wir schon heute Sonnabend, statt nächsten Mittwoch kommen! Das wird mal eine Ueberraschung! Hoffentlich hat Auguste meine Depesche ungelesen erhalten und nach Befehl verheimlicht!“

Vier Wochen in Swinemünde hatte Frau Alma das Glück einer Badereise von verschiedenen Seiten kennen gelehrt. Nachdem es in den letzten vierzehn Tagen regnerisch und kühl geworden war, bekam sie es gründlich satt.

Ein Zerkwürfniß mit der Wirthin, bei der sie in Kost und Logis war, veranlaßte sie, einen schnellen Entschluß zu fassen, den Aufenthalt abtörzen und plötzlich abzureisen. Die Briefe des Gatten, die über die Unangenehmlichkeit seiner Strohwitterverschafft und ganz besonders über die einsamen Sonntage klagten, trugen viel zu diesem Entschluß bei.

Während der ganzen langweiligen Eisenbahnfahrt hatte sie sich so auf die Ueberraschung der Ankunft und auf ihre Häuslichkeit gefreut, daß sie alle Strapazen und die Ungebuld der Kinder mit Langmuth und Heiterkeit ertrug.

Und das war keine Kleinigkeit!

Das Baby war ausnahmsweise „quarrig“ gewesen und obwohl seiner Naturanlage nach zu der Kategorie der gemüth vollen Babies gehörend, deren Wesen stets ein inniges Behagen mit dem Dasein ausgedrückt, verwandelte eine Eisenbahnfahrt diese freundliche Lebensauffassung sofort in ihr Gegenheil.

Zum Unglück fand das beunruhigte Gemüth Babys nicht den nöthigen Halt und Trost bei seiner sonst unermüdligen, geuen Emma, seiner Wärterin. Emma ging das Eisenbahnfahren

ebenso wider die Natur wie ihrem Schützling. Ein drückender Kopfschmerz machte sie schläfrig und schlechter Laune und so war die Harmonie und Eintracht dieses sonst so liebevollen Pärchens bedenklich gestört.

Früh, der Sertaner, bekam unterwegs eine Art von moralischem Kater, den üblichen unumgänglichen Ferialschlußkater, bei dem sich das Bewußtsein unbemühter Schulaufgaben, des Verlustes goldner Freiheit und der drohenden Gast im engen Klassenzimmer, bis zum grauen Glend steigerte.

Dieser angenehme Zustand äukerte sich in einer heftigen Neizbarkeit gegen Lenchen, seine sonst so unentbehrliche Kameradin und in einer tiefen Verachtung für das ganze weibliche Geschlecht, weil weder Lenchen, noch die leidende Emma oder die Mama das genügende Interesse für lateinische genus- und casus-Regeln an den Tag legten und endlich einstimmig erklärten, es sei nicht zum aushalten, als er unaufhörlich laut repetirte:

„Viele Wörter sind auf is

Masculini generis

panis, piscis, crinis, cinis u. s. w.“

Dieselbe bewunderungswürdige Ausdauer offenbarte das vierjährige Lieschen in Absingen all' seiner Lieblinglieder von „Hule, Hulegänschen, was raschelt im Stroh“, bis auf „O wie wohl ist mir am Abend“, während Lenchen von der Mama nicht nur die Namen aller Ortschaften, auch des entferntesten, kleinsten Dorfes, wissen wollte, die in ihren Gesichtskreis kamen, sondern auch die Familienbeziehungen und möglichen Lebensschicksale aller Menschen, die ihr Interesse erweckten.

Aber trotz all' dieser Geduldsprüfungen hatte Frau Alma ihre gute Laune nicht verloren und dieselbe steigerte sich zu freudigem Herzklappen, als sie jetzt mit der Drofche in die Dranienburgerstraße einbog.

Welch eine Wonne, endlich wieder in seinen eigenen vier Pfählen und unumschränkte Herrin des Hauses zu sein! Wie freute sie sich auf den gemüthlichen Theetisch, den Auguste natürlich sorgsam bereitet und wahrscheinlich festlich mit Blumen geschmückt hatte! Und was für ein Gesicht würde ihr Mann machen, wenn er wie gewöhnlich um acht Uhr aus dem Geschäft heimkam, ahnungslos die Thür öffnete und sie mit den Kindern ihm entgegenflog!

Gewiß hatte er irgend eine hübsche Ueberraschung für sie — vielleicht das alte Nipsopha frisch überziehen lassen mit rothem Plüsch, wie sie es sich so sehr wünschte oder neue Porzellan im Salon — und Auguste wird wohl das ihrige gethan, frische Gardinen aufgesteckt und Alles blitzblank gepußt haben — Zeit genug hat sie ja gehabt — das soll ein gemüthlicher Sonntag morgen werden!

„So, da sind wir!“ rief Frau Alma, „Emma, lauf schnell und rufe Auguste, daß sie die Sachen hinaufschaffen hilft!“

Es ist ganz dunkel bei uns, Auguste hat noch kein Licht angezündet, bemerkt Fritz erstaunt, der zuerst aus der Drohsche Kletterei, und es fängt an, ganz toll zu regnen.“

Zubelnd polterten die Kinder die Treppen hinauf, Emma nach, und Frau Alma folgte etwas langsamer mit dem dicken Baby, daß sich laut und mißvergnügt über die Störung in seiner gewohnten Lebensweise äußerte.

Emma riß oben an der Klingel, die ganze Reisegesellschaft stand erwartungsvoll auf dem Vorflur, aber nichts regte sich in der verschlossenen Wohnung, eine unheimliche Stille antwortete auf alles Klopfen, Rufen und Klingeln.

„Was ist denn das? Was kann das bedeuten?“ waren Fragen, die vorläufig unbeantwortet blieben.

Vor allen Dingen konnte man den Kutscher nicht länger warten lassen, das Baby wurde mit strengen Ermahnungen Fritz und Lenchen anvertraut und Frau Giesebrecht mußte sich entschließen, mit Emma und dem Kutscher eigenhändig das zahlreiche und schwere Gepäck heraufzubefördern.

Man keuchte eben unter der Last des Bettsackes die Treppen empor, als ein durchdringendes Geschrei Babys zur Eile mahnte.

Es zeigte sich, daß Fritz und Lenchen sich im Ueberreifer geschwisterlicher Liebe, das Herzblättchen gegenseitig streitig gemacht hatten. Fritz wollte es Lenchen entreißen, aber diese machte ihre weibliche Autorität geltend und widerlegte sich energisch. Das Ende war, daß alle Drei umkugelten, wobei dem Baby höchst unbefuglich zu Muth wurde.

Da stand man nun mit Gepäck und weinenden Kindern (Fritz und Lenchen hatten ein paar tüchtige Kläpse bekommen) vor der verschlossenen Thür, hinter der noch wie vor unheilvolles Schweigen herrschte. Emma erhöhte den Reiz der Situation, indem sie erklärte, ihr sei schwindelig, sie glaube, es werde ihr schlecht.

Fritz wurde zum Portier geschickt.

Portier und Portiersfrau kamen, schlugen die Hände über den Kopf zusammen und wußten von nichts. Doch wollte man Auguste und auch den Herrn gestern noch gesehen haben.

Man mußte sich entschließen, einen Schlosser zu holen. Die Wartezeit bis er kam, wurde für die Kinder angenehm verfürzt durch die Spannung, ob Emmas düstere Ahnungen sich erfüllen würden, zu welchem Zweck Fritz ihr hülfreich seine Botaniktrommel anbot.

Frau Alma mußte mit dem schwer gereizten Baby, das die Borenthaltung seiner Abendmahlzeit für eine unerhörte Mißhandlung hielt, singend und tänzelnd auf- und abgehen, trotzdem ihr weder zum Singen noch zum Tanzen zu Muth war, aber Emma saß hilflos und mit der Ueberzeugung, daß sie den morgenden Tag schwerlich erleben würde, als Zammergestalt auf einer Treppentstufe.

Endlich kam der Schlosser!

Gott sei Dank fand man Auguste weder ermordet noch erhängt in der Wohnung, aber man fand sie überhaupt nicht und in welchem Zustande zeigte sich das traute Heim!

Die unbewohnten Zimmer verhängt und hermetisch verschlossen, eingekamphert und verpakt, wie sie Frau Alma verlassen hatte. Ein athembeklemmender Naphthalin- und Kampfergeruch machte einen Aufenthalt in ihren Wänden beinahe unmöglich.

Da war kein Feuer in der Küche, kein Theetisch für hungerige Reisende, keine Lampe kein Bett zurecht gemacht, da standen die unausgepackten Koffer, die müden Kinder und eben verkündeten dumpfe Laute aus einer Hinterstube, daß die gefürchtete Krisis über Emma hereingebrochen war!

Die Portiersfrau mußte helfen und endlich, nachdem Frau Alma sich halbtodt gearbeitet hatte, waren die Kinder gefättigt und zur Ruhe gebracht, während die nothdürftigste Ordnung wenigstens in den Schlafgemächern hergestellt wurde. Was Emma betraf, so ließ nach der überhandnemen Katastrophe ein gesunder, murmelthierartiger Schlaf noch eine Hoffnung für die gänzliche Wiederherstellung ihrer so schwer erschütterten Gesundheit.

Aber als nun Alles schlief und Frau Alma ganz allein

war, überfielen sie Angst und Unruhe fast bis zur Berzweiflung.

Es war längst acht Uhr vorbei und ihr Gatte kam nicht. Sie hatte nach seinem Bureau geschickt und von dort den Bescheid erhalten, Herr Giesebrecht sei den ganzen Tag nicht dort gewesen, er sei verreist.

Was bedeutet das? Er hatte ihr garnichts von einer beabsichtigten Reise geschrieben. Wie sollte sie sich seine und Augustens unerklärliche Abwesenheit zusammenreimen?

Ruhelos lief sie in den Zimmern umher.

Sollte er — nein! und abermals nein! es war empörend, so etwas nur zu denken!

Dann saß sie stumm und starr lange auf einem Fleck und zerbrach sich den Kopf, ob nicht sein Benehmen in der jüngsten Vergangenheit dennoch einen Anhalt für den schrecklichen Verdacht böte. Sie hatte während des Strandaufenthaltes Romane von Heinz Doovote gelesen und was sie dort in glücklicher Harmonie abseheulich, übertrieben und gänzlich unglauwbhaft nannte, fiel ihr jetzt mit beklemmender Angst als mögliche Wirklichkeit auf die Seele.

Wenn nun Doovote wirklich Recht hat? Wenn die Männer in Wahrheit alle „so“ sind?

Die schreckliche Einsamkeit der Nacht und ihre überreizten Nerven ließen sie endlich das Schlimmste für wahr halten.

Es war kein Zweifel mehr, sie war eine verrathene, betrogene, verlassene Frau! Kein Schlaf kam in ihre Augen. Sie durchstöberte die ganze Wohnung, in ihres Mannes Zimmer war alles beim Alten, Alles lag und stand, als ob er es eben verlassen habe und morgen wieder kommen wolle, was sollte sie nur davon denken?

Dualvolle Bilder und Vorstellungen verfolgten sie die ganze Nacht.

Sollte denn Alles Lug und Trug und Wahn gewesen sein, alle Liebe, alles Glück ihrer friedlichen Ehe? Und waren diese Briefe voll Sehnsucht nach ihr und den Kindern auch nur Lüge gewesen?

O Gott, wie konnte sie dann weiter leben, wie sollte sie den Muth finden, die Erinnerung an die Vergangenheit zu ertragen und der öden, freudlosen Zukunft entgegenzusehen?

An den Bettchen ihrer schlafenden Kinder weinte sie die halbe Nacht und jedes Mal, wenn sie anfang von Neuem die Wohnung zu durchforschen, fand sie neues Unglück.

Trotz Naphthalin und Kampfer hatten die Motten Schlupfwinkel gefunden, um ihr Zerstückungswerk zu beginnen, denn die Berliner Motten sind schlimmer als wilde Raubthiere. Babys Wintermantel war angefressen und Pappas schöner Fieberfragen ließ Haare. Auguste hatte Blaubeeren eingekocht und dieselben unvorsichtiger Weise in der Schrankkammer auf den Kleiderschrank gestellt. Die Blaubeeren hatten gegohren, waren übergelaufen und durch den Schrank gesickert. Ihr bestes Seidenkleid, ein Geschenk des Gatten zu Babys Taufe, zeigte auf dem lachs-farbenen Vorderblatt eine ganze Straße von Heidelbeerfaß Trübselig betrachtete sie den Schaden.

Alles hin, Alles! mag auch das Kleid hingehen! Sie würde es doch nicht mehr tragen!

Gegen Morgen war sie so erschöpft, daß sie sich in's Bett legte. Sie war eben in einen unruhigen Schlaf gefallen, als sie die Entreehür gehen hörte.

War das nicht der Schritt ihres Mannes?

Ja er war es! Da stand er schon in der Schlafstubenthür, im Reiseanzug, müde, übernächtigt und sehr verdrießlich.

Sprachlos starrte sie ihn an, die Frage erlärte ihr auf den Lippen.

„Na, du hast einen schönen Geniestreich gemacht,“ sagte er, „so was Dummes giebt's nicht mehr! Jahre ich gestern Morgen ab nach Ewinemünde, um Euch zu überraschen und noch ein paar Tage mit Euch Seeluft zu genießen und unterdessen kommt Ihr an!“

Mit einem Jubelschrei und einem krampfhaften Aufschluchzen flog sie ihrem Mann um den Hals. Nun war Alles gut.

Dieser sah sie ganz verblüfft an.

„Darüber freuest Du Dich auch noch? Na, ich kann Dir sagen, ich habe genug von der Reise. Aber was ist Dir denn?“

„Ach mein Gott, ich dachte ja — ich glaubte ja — ja, was sollte ich denn anderes denken — Du warst fort, Auguste ist fort — kein Mensch weiß wohin — Du hattest kein Wort geschrieben — die Wohnung leer — ich dachte — Du seiest — Du wärest — mit Auguste — — —“

„Durchgebrannt?“ schrie der Gatte laut auf, und gleich darauf fiel er in den nächsten Stuhl und brüllte vor Lachen.

Es dauerte lange, bis er wieder zu sich kam, aber dieser

„Capitalkrieg“, wie er den fürchterlichen Verdacht seiner Frau nannte, hatte seine Laune vollständig wieder hergestellt. Das glückliche, wiederereinigete Paar konnte sich nun nicht genug von den Fatalitäten und Schrecknissen der gegenseitigen mißglückten Ueberraschung erzählen.

Es stellte sich heraus, daß Auguste von ihrem Herrn Erlaubniß erhalten hatte, seine Abwesenheit zu einem Besuche über Sonntag bei ihren Eltern in Lichterfelde zu benutzen, und so war Frau Siebreds Dopejche nicht in ihre Hände gelangt.

Als Frau Alma am folgenden Morgen im Kreise ihrer Familie am Frühstückstisch saß, war sie so beglückt, daß selbst das Motten- und das Blaubeerenunglück das Gleichgewicht ihrer Seele nicht stören konnte, aber beide Gatten schworen, sich nie wieder gegenseitig zu überraschen.

## Allerlei.

— **Scharfe Manneszucht.** Dem „Leipz. Tageblatt“ werden nachfolgende Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Kriege mitgeteilt: „Wir hatten — ich stand als Einjähriger bei der ersten Kompagnie des 1. Königl. sächsischen Jäger-Bataillons „Kronprinz Albert“ unter dem Hauptmann Barty, der später am 19. Januar den Heldentod bei St. Quentin erlitt — in den ersten Tagen des Januar mancherlei Scharmügel mit den Rothhosen, am 31. Dezember und 1. Januar bei Büßmann, am 4. Januar bei Guise. In letzterer Stadt steht eine kolossale Fabrik, in deren weitläufigen Gebäuden die ganze Arbeiterschaft kleiner Familienwohnungen inne hatte. Man sagte, der Besitzer habe mit seinen Arbeitern eine Kompagnie Mobilgardien ausgestattet. Wie ausgedehnt die Befestigung war, bewies, daß das ganze Bataillon am 5. Januar dort Hausung nach Waffen halten mußte. Natürlich hatten wir nichts von Belang gefunden. Eben wollten wir aus dem großen Hof wieder abrücken, da kommt ein Arbeiter zu unserem Herrn Oberstlieutenant: ihm sei eine Taschenuhr gestohlen. Sofort wurde die gründlichste Untersuchung angestellt, und nach langer Mühe fand man auch das corpus delicti im Wermel des Mantels eines Jägers. Noch heute ist es mir, als sei es eben erst geschehen. Sofort wurde dem geständigen Mann der Namenszug (A auf den Achselklappen) vor der Front abgerissen: er sei nicht werth, diesen Namen des Chefs zu tragen. Und ich entfinne mich, daß er nicht bloß ausgestochen wurde aus dem Militär, sondern auch Zuchthaus erhielt. Ein anderer Fall: Wir sollten, ebenfalls in jenen Tagen, dem Feinde, der mit den Preußen unter von der Götten ein Nonlontre hatte, in die Plante fallen. Noch heute ist mir der Gewaltmarsch bei den elenden Wegen in Erinnerung. Als wir ziemlich nahe heran waren, kam eine schwarze Husarenpatrouille mit Kontreordre. Da — es war ein Heidenmetter — ließ unser Kommandeur Carré formiren; es sei ihm aus dem letzten Quartier gemeldet, daß dort 400 Fress- und Silberzeug gestohlen sei. Eine allgemeine Empörung! Das mußte schon ein recht dummer Kerl sein, der sich seinen Affen, der so schon recht niedlich unsere armen Schultern von Tag zu Tag, von Woche zu Woche drückte, noch mehr mit solchem Zeug belastete. Wir mußten uns die allergenaueste Untersuchung gefallen lassen. Und ich weiß heute noch, als man bei einem Jäger, der 1866 bei der preussischen Garde mitgekämpft, ein neuhibernisches praktisches Gbeteck, das er, ein wohlhabender Mann damals in unseren Augen, für den Feldzug mitgenommen, fand, wie man seinen Angaben durchaus nicht glauben wollte. Man nahm ihm das Gewehr und ließ ihn hinterrück mit zwei Jägern mit aufgezinstem Hirschfänger erstirten. Glücklicherweise löste sich für ihn die Sache sehr bald auf. Aber das qu. Geld fand man nicht. So wurde damals in Feindesland von unserem sächsischen Offizierskorps scharfe Manneszucht gehalten.“

Ueber die Sterblichkeit der Gesamtbevölkerung Preußens während des Jahres 1893 bringt die „Statist. Korresp.“ folgende Zusammenstellung: 1893 sind 385 661 männliche und 360 817 weibliche, überhaupt 746 478 Personen gestorben. Außerdem sind den Landesbeamten 39 043 (21 930 männliche und 17 053 weibliche) Totgeborene gemeldet worden. Ohne Berücksichtigung der Totgeborenen beträgt die Sterbeziffer, auf 1000 Lebende am 1. Januar 1893 berechnet, für die Bevölkerung überhaupt 24,2, für den männlichen Theil, 25,5 und 23,0 für den weiblichen. Vergleicht man dieses Ergebnis mit dem für die früheren Jahre ermittelten bis zum Jahre 1875 zurück, seitdem durch die Landesamts-Einrichtung eine einheitliche Berichtserstattung und Verarbeitung der Nachrichten über die Gestorbenen, ermöglicht worden ist, so erscheint das Jahr 1893 ungünstiger als die sechs vorhergehenden Jahre bis 1887.

Die Sterbeziffer schwankte übrigens während der Zeit von 1875 bis 1893 nur in engen Grenzen, nämlich für die männliche Bevölkerung von 24,2 bis 28,1, für die weibliche von 21,6 bis 24,6 und für die Gesamtbevölkerung von 22,9 bis 26,3. Von 1887 an ist die Sterbeziffer in noch engeren Grenzen gebannt; denn sie schwankte für die Gesamtbevölkerung zwischen 22,9 bis 24,2, für die männliche Bevölkerung von 24,2 bis 25,5 und für die weibliche zwischen 21,6 bis 23,0. Für die einzelnen Regierungsbezirke ist die Sterbeziffer der Bevölkerung im Jahre 1893 eine sehr ungleiche. Als günstigste steht die des Re-

gierungsbezirkes Aurich voran, woselbst auf 1000 Einwohner 17,2 Gestorbene kommen. Es folgen dann die Bezirke Stade mit 19,4, Osnabrück mit 19,5, Schleswig mit 20,1, Köslin mit 21,0, Wiesbaden mit 21,6, Lüneburg mit 21,7, Minden mit 21,8, Hannover mit 22,0, Düsseldorf mit 22,1, Stadtkreis Berlin mit 22,3, Kassel mit 22,6, Erfurt und Hildesheim mit 22,7, Arnberg und Trier mit 22,9, Posen und Koblenz mit 23,2, Aachen mit 23,5, Frankfurt mit 23,7 und der Staat mit 24,2. Ueber dem Durchschnitt des Staates befinden sich Münster mit 24,4, Stettin mit 24,6, Bromberg mit 24,8, Merseburg mit 25,0, Sigmaringen mit 25,1, Magdeburg und Köln mit 25,3, Gumbinnen mit 25,5, Königsberg mit 25,7, Marienwerder mit 25,8, Danzig mit 25,9, Potsdam mit 27,2, Stralsund mit 27,5, Oepeln mit 27,8, Siegnitz mit 28,9 und Breslau mit 29,3. Eine höhere Sterblichkeit als der Staat im Ganzen haben sonach 16 Bezirke.

Bezüglich der Häufigkeit einzelner wichtiger Todesursachen sind 136 Todesfälle an Pocken zu nennen, von denen 86 das männliche und 50 das weibliche Geschlecht betrafen. In diesen beiden Zahlen sind 81 Gestorbene (58 Knaben und 23 Mädchen) nachgewiesen, die weniger als 15 Jahre alt waren. Alle übrigen Gestorbenen kamen vereinzelt in höheren Altersklassen vor. Ferner fielen der Cholera asiatica 185 männliche und 104 weibliche Personen zum Opfer. Darunter befanden sich 20 Knaben und 19 Mädchen unter 15 Jahren 28 männliche und 14 weibliche Personen im Alter von 15 bis 30 Jahren, 119 männliche und 56 weibliche Personen über 30 bis 60 Jahre, sowie 18 männliche und 15 weibliche Personen über 60 Jahre. Besonders heftig trat diese Seuche in der Provinzial-Irrenanstalt zu Nietleben — Regierungsbezirk Merseburg — auf, woselbst 55 Insassen (47 davon im Monat Januar und 8 im Februar) daran starben. Weiter sind von 10 000 Einwohnern gestorben: an Scharlach 3,23, Masern und Möteln 2,84, Diphtherie und Krupp 17,97, Keuchhusten 4,95, Typhus 1,71, Ruhr 0,37, einheimischen Brechdurchfall 7,37, Diarrhöe (der Kinder) 6,44, akutem Gelenkrheumatismus 0,63, Stropheln und englischer Krankheit 0,96, Tuberkulose 24,96, Krebs 5,10, Luftröhrentzündung und Lungensarkom 8,22, Lungen- und Brustfellentzündung 18,64, in Folge Selbstmordes 2,08 und durch Verunglückung 3,68. Endlich ist das Auftreten der Influenza im Jahre 1893 zu erwähnen. Nachdem diese Krankheit in den beiden letzten Monaten des Jahres 1889 nach den Angaben der Landesbeamten 314, im Jahre 1890 9576, im Jahre 1891 8050 und im Jahre 1892 sogar 15 911 Personen dahingerafft hat, sind derselben im Jahre 1893 10 403 Personen erlegen.

— **Eine sonderbare Auffassung** von den Ehrenbezeugungen, die zur 25. Wiederkehr der Siegestage des 1870er Feldzuges unseren Kriegsveteranen zu Theil geworden sind, hat ein jetzt in Friedenau lebender Elsäßer befunden. Er hat den französischen Krieg als Deutschlands Gegner in der Armee Bazaines mitgemacht, ist bei Metz verwundet und gefangen genommen worden. Nach Beendigung des Krieges ist er nicht wieder nach Frankreich zurückgekehrt, sondern in Deutschland geblieben, hat sich hier naturalisiren lassen und ist später nach Friedenau gekommen. Am Abend des Sedantages nun hat die Gemeindevorstellung dieses Ortes ihren Veteranen ein Festessen gegeben. Und unter denen, die sich zur Theilnahme gemeldet hatten, befand sich auch jener Elsäßer, der 1870 in den Weiden der Franzosen gekämpft hatte. Die Friedenauer Gemeindevorstände mußte das naive Gesuch selbstverständlich abschlägig bescheiden.

— **Ein amerikanisches Blatt** brachte jüngst die Lebensgeschichte eines Fabrikanten, der mit nichts angefangen, aber nach einer Reihe von Jahren sich ein riesiges Vermögen erworben hatte. Der betreffende Artikel wurde mit den geistreichen Worten eingeleitet: „Mr. Howard wurde geboren ohne einen Cent in der Tasche.“

## Vom Büchertisch.

(In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Soviel auch schon über die Dienstbotenfrage geschrieben worden, der Stoff bleibt ewig neu, und gute Rathschläge, namentlich für junge Hausfrauen, sind hier niemals verloren, besonders wenn sie auch den Herrschaften zu denken geben, denn: „Dienstboten sind auch Menschen“. Von diesem Standpunkt aus behandelt W. Gleim, der auf hauswirthschaftlichem Gebiete rühmlichst bekannte Autor, das vielberedete Thema im Septemberheft der „Praktischen Küche“, herausgegeben von Johanna von Sandow (Verlag von Max Batsch, Berlin, Ritterstr. 50). Die empfehlenswerthe Zeitschrift bringt in diesem Heft außerdem einen interessanten Blaude-Artikel über „Englische und amerikanische Küche“, für Unterhaltung sorgt der Schluß der fesselnden Novelle: „Ein Experiment“ von B. Herwi, und „Tante Jehndchen“, ein Familienbild von der Herausgeberin. Der praktische Theil enthält eine Fülle lehrreicher Aufsätze: „Der Einkauf im September“, den üblichen „Speisezettel“ für die einfache Tafel; „Die Posten der Kochkunst“; „Reise in der Küche“; „Der Garten im September“. In einer Nachricht an die Leserinnen theilt die Redaktion mit, daß die Zeitschrift vom Oktober ab den besser den Inhalt kennzeichnenden Titel: **Mein Haus meine Welt**, Monatschrift für das geistige und wirtschaftliche Leben der Frau — führen wird, womit gewiß jede Leserin des trefflich geleiteten hauswirthschaftlichen Blattes einverstanden ist.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Tiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.